

Der Bund Architektur und Baubiologie E.V., dessen Vorstellung mit dem Baubiologischen Manifest in Heft 62 erfolgte, hat sich zum Ziel gesetzt Architekten und Baufachleute, denen an einer Mensch- und umweltgerechten Gestaltung unserer Häuser und Wohnungen liegt, zum fachlich fundierten Erfahrungsaustausch zusammenzuführen.

Bei der Beheizung der in diesem Sinne konzipierten Bauten ist die, nach antiken römischen Vorbildern wiederentdeckte „Hypokaustenheizung“ als großflächige Strahlungsheizung eine oft gewünschte und in Einzelfällen auch realisierte Möglichkeit.

Viele interessierte Bauherren, Architekten und Planer sehen jedoch wegen fehlender fachlich fundierter Information in der Anwendung ein zu großes Risiko.

Die Arbeitsgruppe „aktive Energie- und Haustechnik“ bat daher zum 17. Juli 1982 mit dieser Heizung vertraute Architekten, Ofenbauer und Fachingenieure zu einem Arbeitsgespräch.

Ziel dieses Gespräches war es, die auf diesem Gebiet tätigen Fachleute zu einem Gedankenaustausch zusammenzuführen,

- anhand von kurzen Projektvorstellungen über die Erfahrungen bisher ausgeführter Anlagen zu berichten,
- den derzeitigen technischen Stand zu definieren,
- die Anwendungsproblematik unter den Gesichtspunkten Regelung, Energieverbrauch, Zusammenspiel mit anderen Systemen zu diskutieren
- Entwicklungsrichtungen aufzuzeigen.

Trotz sommerlicher Hitze und Wochenende kamen 14 Teilnehmer in der inspirierenden Atmosphäre des Architekturbüros Kramm in Darmstadt zusammen.

Bei den Projektvorstellungen wurden alle technischen Richtungen gezeigt - mehr oder weniger weit realisiert.

Vom einfachen Schwerkraftsystem über technisch sehr weit fortgeschrittene Warmluftsysteme in Wand und Fußboden bis zur wasserbeheizten Lösung waren eine Fülle interessanter Details und Erfahrungen zu sehen. 1 Beispiel wird in diesem Heft vorgestellt.

In den dadurch entfachten Diskussionen wurden 2 Richtungen erkennbar:

Eine ideell-ökologisch orientierte Gruppe, die bewußt zum Einfachen tendiert. Ihre Leitlinie ist die Temperaturhierarchie nach dem Zwiebelschalenprinzip: - Warmer Kern - nach außen kühler werdend. (Siehe Haus Luley im folg. Beitrag) Und die technisch orientierten, die ein möglichst gleichmäßiges Raumklima zu schaffen versuchen und daher ihre Heizung großflächig in Fußboden oder an die Außenwände legen.

Zentrale Problemunkte waren folgende: trifft der heute in der Klimatechnik gepflegte Behaglichkeitsbegriff wirklich die Bedürfnisse des Menschen?

Es gibt offensichtlich Häuser mit Wandstrahlungsheizungen, in denen sich die Bewohner nach eigenen Aussagen sehr wohl fühlen. Das Raumklima ist jedoch nach heutiger Lehrmeinung so, daß diese Wohnungen nicht zu vermieten wären, da im Raum nicht überall eine Temperatur von 21°C zu erreichen ist.

- Wie ist die Regelfähigkeit, vor allem im Zusammenspiel mit den Möglichkeiten der passiven Sonnenenergienutzung. Gerade keramische Systeme besitzen eine hohe Tätigkeit, 3 Stunden bis zu 1-2 Tagen zum Erreichen bzw. Abklingen der Temperatur.
- damit verbunden die Frage nach dem Energieverbrauch,

Hans-Dirk Struve, Franz Volhard

Fachgespräch „Hypokaustenheizung“ des Bundes für Architektur und Baubiologie



Küchenofen: Heizung, Koch- und Backherd, Warmwasserbereiter

- Genehmigungsfähigkeit von komplizierten Systemen der Rauchgasführung, Feuer-sicherheit, Materialien und Wirkungsgrad der verwendeten Heizansätze und Warmluft erzeuger.

Man erkannte, daß die Antwort auf viele dieser Fragen nur durch handfeste Daten zu erreichen ist. Man einigte sich, im kommenden Winter die schon bestehenden Systeme zu beobachten, zu vermessen und sich im Frühjahr zu einer neuen Runde zur Auswertung zu treffen.

Dieser Wunsch aller Teilnehmer war dem Veranstalter Dank und Anerkennung.

Prinzip:

Der Aufbau der Wandstrahlungsheizung¹ nach Ofenbauer J. Thurner, Innsbruck, wurde bei dieser Anlage erweitert, da ein zentraler Ofen bei der gegebenen länglichen Hausform nicht genügt hätte, das zweigeschossige Haus mit 8 Zimmern und 2 Dielen zu beheizen. Eine Zusatzheizung mit Heizkörpern oder Heizleisten kam nicht in Frage.

So wurde für die 4 nördlich und 4 südlich gelegenen Räume je ein Ofen mit zugehörigem zweigeschossigem Heizschacht angeordnet. Je ein Heizeinsatz für feste Brennstoffe - sonst für Kachelofenwarmluftheizungen verwendet - erhitzt Luft, die in den dünnwandig gemauerten, geschlossenen Heizschächten zirkuliert und ihre Wärme über die Schachtwände = Heizwände überwiegend durch milde Strahlung in den Raum abgibt. Die Heizwände sind dem Wärmebedarf eines Raumes entsprechend dimensioniert.

Der Ofen im Nordteil (5,4 kW) ist in der Küche angeordnet. Er dient gleichzeitig zur Warmwasserbereitung im Winter (s.u.). Wenn das Feuer nicht zum Kochen oder Backen genutzt wird, oder die Küche warm genug ist, kann es zur Wärmerückgewinnung durch die Züge einer gemauerten Nachschaltung im darüberliegenden Zimmer geführt werden.

Der Ofen im Südteil (6,9 kW) wird von der Diele gefeuert. Seine Rauchgase werden in der Nachschaltung des Kachelofens im Wohnzimmer ausgenutzt.

Auch die gegebene Zeitverschiebung zwischen Auflegen und Wärmeabgabe setzt Erfahrung bei der Bedienung voraus, wie beim üblichen Kachelgrundofen auch.

Erfahrungen:

Im vergangenen Winter 81/82 wurden alle Räume beheizt, um die Austrocknung der Restbaufeuchte zu beschleunigen. Beide Öfen wurden bei offenstehenden Heizschachtklappen geheizt. Der Brennstoffverbrauch wurde nicht ermittelt. Die Räume haben ein spürbar angenehmes Strahlungsklima mit relativ warmen Wandoberflächen (verputzter Leichtlehm) und kühlerer Luft. Beim Atmen hat man weder das Gefühl zu trockener noch zu feuchter Luft. Die durch große Süd Fenster und den Wintergarten tief einstrahlende Winter Sonne führte trotz Holzdielenboden nicht zu unangenehmer Überwärmung, sondern half Brennholz sparen, indem der Kachelofen (im Südteil) nur morgens oder überhaupt nicht geheizt wurde.

Über Brennstoffverbrauch, Raumklima, Regelung usw. sollen spätere Messungen Aufschluß geben.

Warmwasserbereitung:

Es schien sinnvoll, für die Warmwasserbereitung des Hauses die im Sommer und Winter vorhandenen Wärmequellen zu nutzen:

Im Sommer und der Übergangszeit reicht meistens die Leistung eines 6 m² Warmwasser-Sonnenkollektors auf dem Dach des Anbaus aus, der einen 300 l Speicher im Dachraum versorgt.

Im Winter erwärmt ein neben dem Küchenofeneinsatz eingebauter Wärmetauscher denselben Speicher. Im Bedarfsfall kann das evtl. nur vorgewärmte Wasser auf höhere Temperaturen elektrisch nachgeheizt werden. Da beide Wasserkreisläufe für Schwerkraftbetrieb installiert und dimensioniert sind, regeln sie sich selbsttätig, ohne Elektronik und surrende Umwälzpumpen.

Herstellung und Kosten:

Bei der Ausführung waren mehrere Gewerke zu koordinieren, und auch die unübliche, den Handwerkern unbekannte Ausführungsart bedeutete einigen Mehraufwand seitens des Architekten. Der Ofenbauer übernahm nur die Haftung für die von ihm gesetzten Teile.

Die Herstellung der Heizungsanlage für 10 Räume kostete ca. 25.000,-, der Warmwasserbereitung einschl. Speicher und Kollektor 9.500,- DM. Der Kachelofen wurde mit handgeformten Kacheln gesetzt.

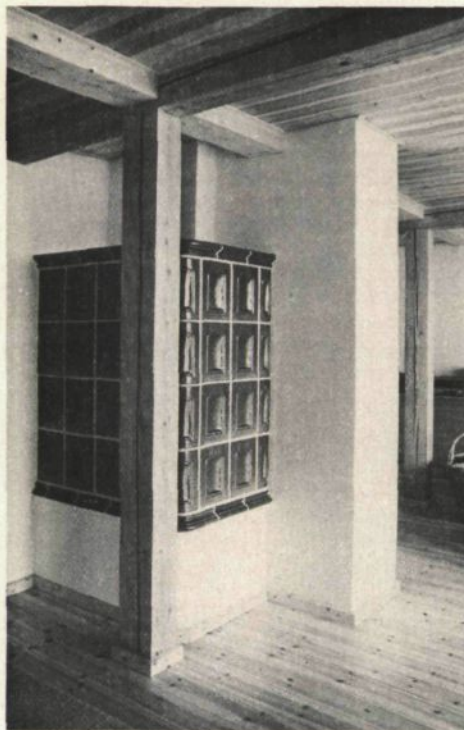
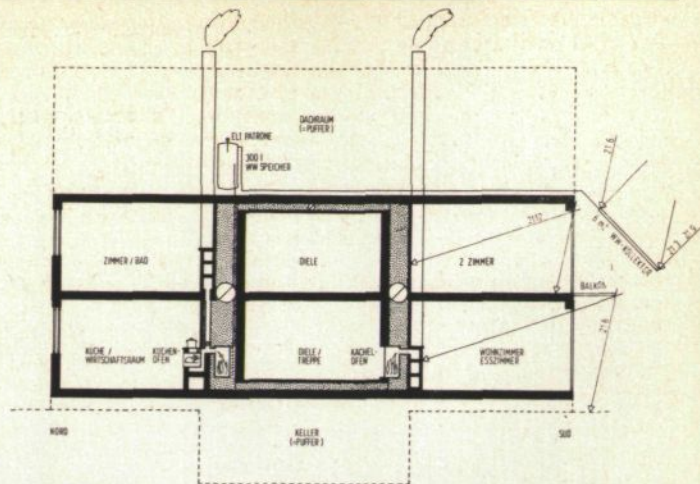
Im Zusammenhang mit den Herstellungskosten sind die erreichten Qualitäten zu sehen:

- Gutes Raumklima durch seitliche Strahlungswärme
- geringe Betriebs- und Wartungskosten
- Bedienung und Regelung von Hand
- begreifbare und überschaubare Technik
- keine Heizkörper und Leitungen
- dafür ansprechendes Äußeres bzw. Unauffälligkeit
- Die Heizung kann mit Warmluft als Wärmeträger nicht einfrieren
- Hauptenergieträger sind Sonne und Holz
- keine Schwefeldioxydemissionen bei Holzfeuerung
- Unabhängigkeit von Kohle, Öl, Gas und Strom

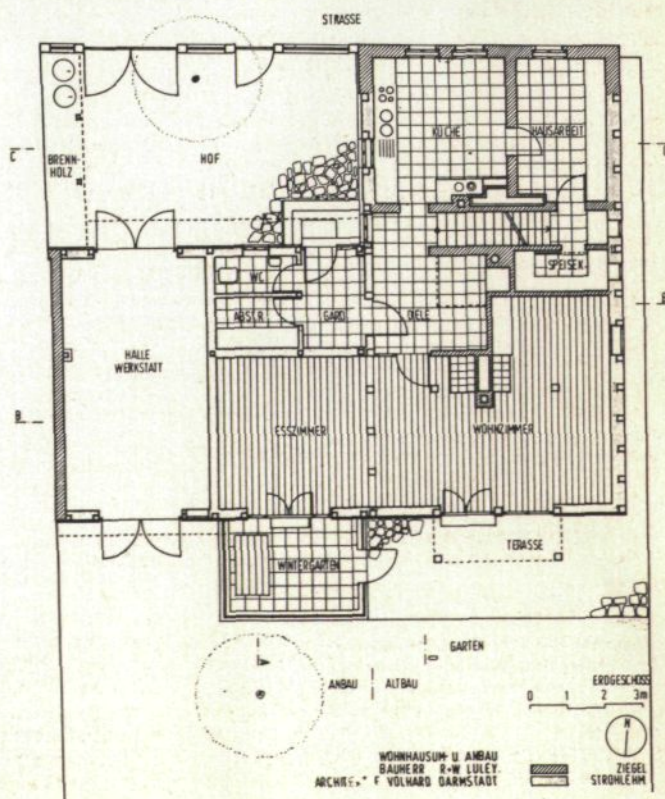
Nach den Erfahrungen des letzten Winters ist der Bauherr jedenfalls zufrieden.

Anmerkungen:

- 1) ungenau als „Hypokaustenheizung“ bezeichnet: hypokaest (gr.) = von unten erhitzen, verbrennen



Kachelofen im Wohnzimmer mit Warmfach
Unter der Sitzbank untere Rohrverbindung



Kurt Junghanns
Der Deutsche Werkbund
Sein erstes Jahrzehnt
Bauakademie der Deutschen
Demokratischen Republik
Schriftenreihe des Instituts für
Städtebau und Architektur
Henschelverlag Kunst und Ge-
sellschaft. Berlin, 1982.

Kurt Junghanns, dem wir die schöne Monographie über *Bruno Taut* verdanken, hat jetzt sein Buch über das erste Jahrzehnt des Werkbundes abgeschlossen: Im Jahre des 75. Jubiläums der Gründung ein willkommener Beitrag.

Nach dem Taut-Buch ist das Buch über den Werkbund ein weiterer Schritt in der Aufarbeitung der neueren Geschichte, welche ja in der DDR lange Zeit nicht die Beachtung gefunden hat, die sie bei uns findet. Mit dem Taut-Buch hat Kurt Junghanns das Eis gebrochen. Das Werkbund-Buch erschließt eine andere Periode. Seine ersten zehn Jahre, 1907-1918, liegen in der Zeit Wilhelm des Zweiten. Junghanns hat recht, daß die Geschichte des Werkbundes bis zum Ende dieser Epoche vorfolgt, welches zugleich etwas war wie ein Ende des Werkbundes und ein neuer Anfang. Das *dramatische* Ende jedoch fand in dem dramatischen Augenblick stand, in dem der Friede zu Ende ging, im Juli 1914. Die Geschichte während des Krieges könnte man eine Untergrund-Geschichte nennen: der große Streit von Köln im Juli 1914 klang noch nach; andere Auseinandersetzungen bahnten sich an: *Adolf Behne* machte dem Vorkriegs-Werkbund den Prozeß, wozu das gute-alte-Werkbundmitglied *Hellweg* den Kopf schüttelte: Monsieur aime rire. *Heinrich Tessenow* entwarf seine apokalyptische Vision von dem Kriege, der im Gange war und den Kriegen, die folgen würden, bis der Weg frei sein werde für DAS HANDWERK, während gleichzeitig *Hermann Muthesius*, entschiedener als in Köln, für das plädierte, war wir industrial design nennen. Es fand ein Zersetzungsprozeß statt. *Walter Gropius* schrieb dann, am 23. Dezember 1918, an Osthaus:

Den Werkbund halte ich für tot, es kann nichts mehr daraus werden.

Aber ein Jahr später arbeitet er doch wieder im Werkbund mit: ein neuer Anfang.

Allenfalls hätte Junghanns seine Untersuchung auf die ersten sieben Jahre beschränken können, wie *Sebastian Müller* das in seinem Werkbundbuch tut: „Kunst und Industrie“. München 1974, (ein Buch, welches in Junghanns' Literaturverzeichnis nicht erwähnt wird.) Er wollte die „Untergrund-Geschichte“ während des Krieges - und bis zum neuen Anfang - nicht unberücksichtigt lassen. Auf jeden Fall beschränkt er seine Darstellung auf die Zeit des Kaisers. Er erreicht dadurch zweierlei:

1) nach der Aufarbeitung der 20er Jahre bringt er nun die letzten Jahre des Kaiserreiches in den Focuss, welche schon darum Bedeutung besaßen, weil in ihnen der Werkbund entstand.

2) er betrachtet den Werkbund „nach dem Gesetz, wonach er angetreten“. Er ordnet ihn den Ideen der Zeit Wilhelms des Zweiten zu, besonders natürlich den Bedürfnissen und Interessen ihrer Industrie und ihres Handels, welche damals zu großen Zusammenschlüssen gekommen waren und auf dem Weltmarkt das eigene - und das deutsche - Interesse

durchsetzen wollten. Selbstverständlich betont Junghanns diesen Zusammenhang. Er schreibt als Sozialist. Er ist jedoch nicht der Meinung, daß die Rolle des Werkbundes sich darin erschöpft habe, daß er der Wirtschaft das Instrument Gestaltung in die Hand gegeben hat. Er betont, daß die Absichten des Werkbundes andere waren. Übrigens ist es ja wahr, daß der schnelle und durchschlagende Erfolg des Werkbundes damit zusammenhängt, daß gewisse Gruppen der Industrie - wie, etwa, die AEG - Interesse an der gestaltenden Arbeit zeigten, daß die großen Warenhäuser das gleiche taten und auch damit, daß der Werkbund selbst die Sprache der Wirtschaft gesprochen hat. Soe *Fritz Schumacher* in der Gründungsrede in München, Oktober 1907:

Die Freude an der Arbeit müssen wir wiedergewinnen, (sagte Schumacher), das ist gleichbedeutend mit einer Steigerung der Qualität. Und so ist Kunst nicht nur ästhetische, sondern zugleich eine sittliche Kraft, beides zusammen aber führt in letzter Linie zu der wichtigsten der Kräfte: der wirtschaftlichen Kraft.

Drei Persönlichkeiten hält Junghanns für die geistigen Väter des Werkbundes: *Friedrich Naumann*. Pfarrer, sozial-liberaler Politiker, Patriot und Kulturkritiker. Naumann hat die Wirkung nach außen, auf dem Weltmarkt, durchaus betont. *Karl Schmidt*, welcher 1909 die „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst“ in Hellerau bei Dresden geschaffen hat und die „Gartenstadt Hellerau“, welche eine Gartenstadt sein sollte, nicht eine Werksiedlung. Beides, den Gedanken der Gartenstadt und das einfache, gediegene Möbel hat er in England kennengelernt. Er hat aber nicht, wie die Arts-and-Crafts-Leute, die Maschine ausgeschaltet. „Dresdener Maschinenmöbel“ nannte Muthesius die Möbel, aus Hellerau. *Muthesius* ist nach Junghanns der dritte in der Reihe der geistigen Väter: auch er von England beeinflusst, wo er die neue Art, Häuser zu bauen, genau studiert hatte. Darüber hinaus war Muthesius recht eigentlich der Mann, der die Maschinenproduktion für Möbel und Hausrat befürwortet hat. Man könnte an weitere Persönlichkeiten jener Zeit denken, aber ich glaube, die drei sind gut gewählt.

Wir werden sie in der Krise von 1914 auf einer Seite finden, der Seite, die für Typisierung eintrat. Die sehr starke Opposition gegen diesen Vorschlag von Muthesius war vorher im Werkbund wenig hervorgetreten. Junghanns, zu meinem Erstaunen, nimmt in jenem historischen Streit entschieden ihre Partei. Er schreibt:

Da die Einführung von Typen (abgesehen von untergeordneten technischen Normen) dem Wesen des Kapitalismus und seiner Wirtschaftsweise so grundlegend widerspricht, konnten sich 1914 viele Versammlungsteilnehmer, unter ihnen Gropius und van de Velde, die bewußte Entwicklung überhaupt nicht vorstellen. Sie gaben nur gewachsenen Typen eine Chance, die sich als das Ergebnis gleichartiger Lebensumstände über längere Zeiträume unbewußt herausbilden, und lehnten deshalb Muthesius' Vorschläge ab.

Dazu eine Anmerkung: Handschriftliche Bemerkungen von Gropius zu den (Muthesius') Leitsätzen:

„Schon die Wortbildung: Willensbetätigung. Typen dagegen sind etwas Unbewußtes, nach gleichem Pulsschlag Entstehendes“.

Es ist pikant, daß der gleiche Gropius dann in seinen „Grundsätzen zur Bauhausproduktion“, 1926, sagen wird:

Die Schaffung von Typen für die nützlichen Gegenständen des täglichen Gebrauchs ist eine soziale Notwendigkeit.

Nicht weniger pikant ist es, daß *van de Velde* in der Sitzung in Köln, 1914, meinte, daß sogar Stilformen in kurzer Zeit und von wenigen Künstlern gefunden werden:

Und seit 20 Jahren suchen manche unter uns die Formen und die Verzierungen, die restlos unserer Epoche entsprechen.

Daß man in Köln einander mißverstanden, aneinander vorbeigeredet hat, war wohl nicht zu vermeiden: der Gedanke der Typisierung war neu, und man konnte - und hat - darunter Verschiedenes verstanden: das allmähliche Entstehen eines Typs durch die Arbeit von Generationen, wie Muthesius das ausgedrückt hat, die Arbeit der ständigen Verbesserung und Vervollkommnung in der Fabrik, die schließlich eine Grenze im Typ erreicht, (auch davon sprach Muthesius in Köln) und den Entschluß, einen Gegenstand, von dem man annehmen durfte, er sei bereits „gültig“ in Serien herzustellen. Beide Arten von Typisierung, die durch ständige Verbesserung und die für die Serienherstellung fixierte, sind im kapitalistischen Wirtschaftssystem keineswegs ausgeschlossen, placeat Kurt Junghanns; man könnte sogar sagen, daß die Typisierung im Interesse des Unternehmers liegt, weil der Typ Vertrauen einflößt. Vielleicht gibt eine andere Äußerung, die Junghanns in diesem Zusammenhang macht, den Schlüssel zum Verständnis. Er schreibt:

Progressiv dachte in dieser komplizierten Situation die Opposition, nicht Muthesius oder Naumann mit ihrem geschäftstüchtigen Modernismus und Expansionsdrang.

Man versteht, warum er das sagt. Ein geschäftstüchtiger Modernismus und Expansionsdrang war allerdings unverkennbar in Muthesius' zehn Leitsätzen zur Werkbundarbeit der Zukunft, von denen nur die ersten beiden nicht vom Export handeln; ebenso ist er sichtbar in Naumanns Kölner Vortrag „Werkbund und Weltwirtschaft“. Es handelt sich in Köln um den Auftrag zwischen Kunstgewerbe und industrial design, es handelte sich gleichzeitig darum, daß die progressive Gruppe - Muthesius-Naumann - die Verbindung mit Handel und Industrie zum Lebenszweck des Werkbundes zu machen im Begriffe stand: es war der Juli 1914.

Der Buchbesprecher bemerkt mit Verwunderung, daß er selbst sich auf diese uralten Kontroversen einläßt: ein Zeichen dafür, wie anregend Junghanns' Buch über das erste Jahrzehnt des Werkbundes ist. Diese konsequent marxistische Darstellung lädt zur Diskussion ein - hätte ich beinahe gesagt; aber Junghanns' Darstellung ist nicht konsequent marxistisch. Offenbar ist er selbst vom Werkbund in jenen fruchtbaren Anfangsjahren gefesselt; und eben dadurch setzt er die Taut-Monographie fort: beide sind wichtige Beiträge zur Aufarbeitung der jüngeren Geschichte.

In diesem Sinne scheint mir die Dokumentation besonders wertvoll. Sie setzt sich zusammen aus bekannten Dokumenten, (das muß so sein) und einigen, die mir, auf jeden Fall uns bekannt waren. Das interessanteste unter diesen Dokumenten (für mich) ist die „Denkschrift über die Organisation und die Arbeit des DWB, ausgearbeitet von der Geschäftsstelle, genehmigt vom Viererausschuß, undatiert (Ende 1907)“: also so früh wie möglich. Der Werkbund wird in dieser Denk-

schrift, die wahrscheinlich von *Wolf Dohrn* stammt, als eine einflußreiche, elitäre Gruppe konzipiert. So soll es zum Beispiel keine Ortsgruppen geben, sondern jeweils einen örtlichen Werkbundbevollmächtigten, der durch Gespräche mit den wichtigsten örtlichen Firmen etc. die Sache des Bundes fördern soll. Es hat fast etwas vom Geheimbund. Dieses Konzept wurde durch den schnellen Erfolg des Bundes selbst außer Kraft gesetzt, - vielmehr, es ist niemals in Kraft getreten. Daß es existierte, scheint mir trotzdem wichtig zu sein.

Das Buch enthält einige geringfügige Irrtümer. Sie werden sicher in einer zweiten Auflage verschwunden sein. Eine Ungenauigkeit sollte auf jeden Fall berichtigt werden: als Datum der im Abbildungsteil dargestellten Gegenstände wird das Datum des Jahrbuches des DWB angegeben, in dem die benutzte Abbildung erschienen ist. Die Jahrbücher haben aber zuweilen Gegenstände abgebildet, welche fünf Jahre vorher entstanden sind. Das genaue Datum dieser zu ihrer Zeit als sehr fortschrittlich empfundenen Dinge ist, meine ich, für den Leser von Interesse.

Julius Posener



Stadtplanung, Spekulation und Wohnungskämpfe von 1820 bis heute

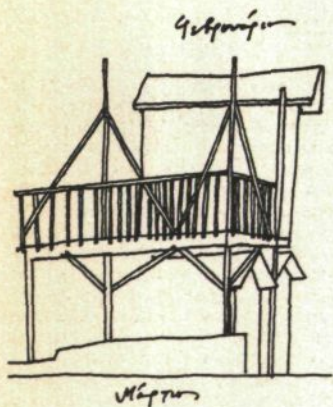
Der anhaltende Stadtgeschichtsboom ist ein Zeichen zunehmender Verwurzelung der von '68 ausgehenden Bewegung: politische Erfahrungen werden nicht mehr nur relativ abstrakt anhand der dritten Welt, sondern zu Hause gemacht, politische Ziele drücken sich in genau den Problemformen aus, die der Spätkapitalismus vor der eigenen Haustür annimmt, archäologischer Blick und Veränderungswillen hören auf, einander ausschließende, auf rechts und links festgelegte Verhaltensweisen zu sein. Das Nachgraben fördert auch ständig erstaunliche Dinge zutage, die die alten Ängste vor der Heimatgeschichte gegenstandslos machen: die historischen Stadtrevolten, Spekulationsfeldzüge und städtebaulichen Staatsinterventionen weisen oft eine fatale Gesichtslähnlichkeit mit den heutigen Entsprechungen auf, daß sich die heutigen Bewegungen müheles mit ihren Vorgängern identifizieren können. Zuweilen auch allzu müheles. Aber jedenfalls zeigt sich, daß jedes historische Nachforschen nur wieder in gleichartige Situationen zurückgreift, die überhaupt nichts Beruhigendes haben: angepaßte, wohlklingende Schichten, sporadisch revoltierende Minderheiten, sich rücksichtslos durchsetzende Spekulanten und ein hilflos taktierender, aber im entscheidenden stets gerade der schmutzigsten Spekulation zuarbeitender Staat.

Dies Muster ist erstmalig Deutsch, in entscheidenden Zügen aber - gerade in jener Figur, daß es den moralischen Staat justament ins dubioseste Bordell treibt, eine Logik, über die ausführlich nachzudenken wäre - rundum europäisch bzw. ein Gesamtkenntmal der westlichen Welt.

Das also ist der Stoff, auf den man stößt. Die Brisanz dieses Stoffes ist noch nicht unser Verdienst, d.h. derer, die da am Graben sind. Jedes Stück ausgegrabener Stadtgeschichte wird also - die Vorzüge des Stoffes geschenkt - einen Schritt weiter auf die Art und Weise gesehen werden müssen, in der mit dem reichlich überall unter dem Pflaster liegenden Stoff umgegangen wird. Der Stoff ist fast willkürlich - „grob, wo du stehst“. Er ist nämlich so flächendeckend da, daß dem einzelnen nur minimale Sondierungen, sozusagen Probeentnahmen, möglich sind. Wenn es bloß darum ginge, allen Stoff aufzudecken, müßte man daran verzweifeln. Aber weit wichtiger ist, was wir damit machen. Denn das Aufdecken ist Politik.

Der Gebrauchszusammenhang ist das wichtigste. Sonst wird alles nur wieder, wie in der bisherigen Geschichtsschreibung, zu Material. Wenn das Ganze nicht ein Aneignungsvorgang ist, in dem wir, innerhalb von Stadtkämpfen, uns eine uns vorenthaltene, verdrängte Geschichte wiederbeschaffen, dann bereichern wir nur die totalen Archive. Bloß vergangene Kämpfe auf dem Papier noch einmal zu kämpfen und denen, die uns sympathisch sind, posthum, auch nur auf Papier, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das lohnt nicht. Das lohnt nämlich nicht jenen ungeheuren Verlust an Lebenszeit, den man für die Arbeit in Archiven, über Bauakten und Mikrofilmen zu leisten hat, um in jene zu den Toten gelegten Stadtverhältnisse einzudringen.

Das Flaggschiff der Stadtgeschichtsschreibung ist mittlerweile:



Johann Friedrich Geist, Klaus Kürvers: Das Berliner Mietshaus: 1740-1862. Eine dokumentarische Geschichte der „von Wülcknitschen Familienhäuser“ vor dem Hamburger Tor, der Proletarisierung des Berliner Nordens der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole, Prestel Verlag, München 1980, 58,-DM, 543 S.

Der Titel drückt - wie auch die Machart des Buches als telefonbuchförmiger Katalog - ein charakteristisches Oszillieren aus zwischen Ehrgeiz und Bescheidenheit. Von seiner starken Seite her genommen, ist es weder das eine noch das andere, son-

dern in der Tat eine dokumentarische Geschichte der Rosentaler Vorstadt von 1730-1882. Minutiös, mit souveränen Quellenkenntnis wird die Entwicklung des Gebiets nachgezeichnet, von der Befestigung der Sandwüste durch Quackenpflanzung ab 1732 über die verschiedenen Kolonisierungen: die Wanderarbeiterkolonie Neu-Voigtland, das Invalidenhaus, eine Gärtnerkolonie, die Königlichen Eisengießerei 1804, bis zur Errichtung mehrerer Massenwohnungsgebäude durch den Herrn von Wülcknitz. Dieser zentrale Dokumentationsgegenstand des Buches wird nun aus Polizei- und Magistratsakten in seiner ganzen Komplexität rekonstruiert. Die Methode ist die der Montage. Der Haupttext bereits setzt sich aus redaktionellen Passagen und Dokumenten (abgedruckten Briefen, Aktenstücken, zeitgenössischen Abhandlungen) zusammen. Dem ist eine äußere Kommentarschicht zugeordnet, die weitere Schriften hinzubringt, Seitenfäden verfolgt (wie z.B. die beiden Familienhäuser beidseits der Oberspree), Verwaltungsstrukturen durchsichtig macht, bautypologische Vergleiche zieht usw. So entsteht eine ungeheure und jederzeit faszinierende Materialdichte, Seitenwege werden oft wichtiger als Hauptwege, die Verhältnisse und Objekte sprechen in ihrer eigenen Sprache.

Diese Sprache ist eine der Diskrepanzen, des Nichtzusammenkommens, und auch wer die Geschichte eher synthetisch zu schreiben versucht, wird hier seine eigenen Erfahrungen am Stoff wiederfinden. Das montierende Verfahren, wie es hier angewendet ist, macht die Gleichzeitigkeit nicht miteinander versöhnbarer Verhältnisse an ein und demselben Ort offensichtlich, und das ist eben gerade das wesentliche an der Stadtgeschichte. Die Zeitgenossen - z.B. der einzelne Bericht in seiner Kontinuität, sei es der Armenarzt Dr. Thümmel, der Spekulant v. Wülcknitz, der Stadtrat Keibel oder der Pädagogikstudent Grunholzer - holt das vorhandene Maß an Widersprüchen nie ein, jeder argumentiert aus seiner Welt und verhält sich zum Lumpenproletariat des Voigtlandes als Ethnologe, der im Reden über das Fremde sich selbst charakterisiert. Daß dagegen die Borsig'sche Fabrik sich Wand an Wand mit den Familienhäusern entwickelt; daß deren Bautyp mit der Entwicklung der frühen Industrie entsteht; wie die oppositionelle Intelligenz, die innere Mission (und im Zusammenhang damit Schinkels Vorstadtkirchen) und die Cholera dort in Form von Statistiken, Nachrichten, Bauten und Totenbüchern auftreten und sich einmischen - das eben ist die wirkliche Durcheinander in seiner immer wieder verblüffenden Logik und Folgerichtigkeit. Der Forscher geht da heran mit der Naivität des ortsansässigen Kleinbürgers, der ja weiß, daß alles Gesuchte, Versteckte, Böse immer gleich schon im Nachbarhaus zu suchen ist - und zu finden. Wie die Autoren - oder die HdK-Arbeitsgruppe, die hinter diesem langjährigen Unternehmen steckt - mit diesem Prinzip z.B. die Mittäterschaft Gutzkows aufspüren, das ist überzeugend.

Diese Idee der materialen Totalität, des Panoptikums (oder der Passagen-Übersicht, nicht umsonst hat J. Geist da angefangen) hat aber eine begrenzte Reichweite. Sobald das Verfahren den eigenen Boden verläßt - nämlich daß die Relikte selber reden - und geistesgeschichtlich wird, da greift es nicht mehr. Da beginnt plötzlich eine Vagheit, die es erlaubt, mit dem reichlich vorhande-

nen literarischen und historischen Material alles anzudeuten, eine Geschichte der Berliner Arbeiterklasse, der linken Intelligenz im Vormärz, der Industrialisierung der Stadt und was dergleichen große Themen mehr sind. Da ist den Autoren der Ort auf einmal nicht mehr genug, sie werden anspruchsvoll. Das Verhältnis kehrt sich um: spiegelte sich vorher die Geschichte - und zwar die wirkliche, bornierte Detailgeschichte, die noch nicht historiografische Fiktion ist - im Ortsdetail, so werden die Ortsvereine jetzt zum Federschmuck einer allgemeinen, „großen“ Geschichte. In dieser Darstellung der großen Zusammenhänge - Vormärz, 48er Revolution, Restauration, Innere Mission usw. - werden die Details vergezwängt, heroisiert, kommen in schlechtes Licht: jeder Mietkrawall ein Morgenrot der siegreichen Arbeiterklasse, jedes Wort eines Konservativen eine List der Reaktion. Das dokumentarische Verfahren entgleist hier zu einem Positivismus, der uns unter A die statistischen Materialien, unter B die großen Ereignisse und unter C die geistesgeschichtlichen und politischen Hintergründe unterbreitet. Das Dokumentieren funktioniert schon deshalb nicht, weil man das, was sich selber schon in Geschichte behauptenden Text transzendiert hat, nicht noch einmal als Sichaussprechen von Verhältnissen benutzen kann. Alle die Passagen, die sich um das „Königsbuch“ der Bettina von Arnim gruppieren, leiden darunter, sind auch viel zu weitläufig: diesen Stoff muß man auflösen und neuerdings zu Geschichte niederschreiben, will man nicht auf ihn hereinfallen.

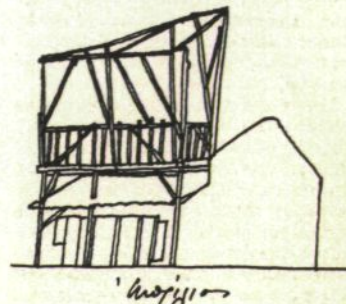
Denn was wir hier von den Autoren erhalten, ist keine Geschichte, es fehlt dazu der spezifische Blick, der innere Sinn für den Zusammenhang der Verhältnisse. Was für künstliche Wirklichkeiten sind das doch: auf der einen Seite die humanistischen Ergüsse der liberalen Intelligenzia rund um Bettina, auf der anderen Seite das frömmelnde Handeln der Konservativen, der Gerlachs, des Barons Kottwitz, die Gefängnisreform von Julius und Wichern usw. Damals gab es keine Buchseiten, um diese Dinge zu trennen und verschiedenen Kapiteln zuzuweisen. Wer einigermaßen historisches feeling hat, weiß, daß die Berliner Gesellschaft damals zu wirklichen Partierungen keineswegs reif war, alle kannten sich, hingen über hundert Fäden aneinander. Eine der charakteristischen Vermittlungsfiguren zwischen linker Intelligenz und Innerer Mission war z.B. Diesterweg, der, nicht fern dem Voigtlande, in der Oranienburger Straße das Berliner Stadtlehrerseminar aufbaute und leitete. Es ist schade, daß gerade er, bei so viel Randpersonen, im Buche übergangen ist. Er steckte aber nicht nur mit Wort und Tat in all den genannten literarischen wie politischen Vorgängen drin, sondern ist auch das missing link zwischen dem Thümmelbericht von 1828 und dem Königsbuch von 1843 durch seinen 1835 als Anhang zu seinen „Beiträgen zur Lösung der Lebensfrage der Zivilisation, einer Aufgabe dieser Zeit“ veröffentlichten Bericht über die Zustände im Voigtland, auf die er spazierengehend (er lebte erst seit 1832 in Berlin) gestoßen war. Durch ihn wurde der Student Grunholzer auf das Voigtland aufmerksam, dessen Bericht, von Bettina abgedruckt, das Corpus Delicti des Buches von Geist und Kürvers darstellt.

Betrifft diese Kritik ein Buch im Buche (von dem aus der Faden ja auch durchaus wieder zurück ins

Ausgangsterritorium gesponnen wird), so gibt es einen dritten Zusammenhang, der von den wirklichen Verhältnissen noch weiter weg ist und eigentlich nur im Oberbellem vorkommt: das Berliner Mietshaus. Ich habe mich entschlossen, mich über diesen Titel nicht zu ärgern. Wesentlichen Anteil daran hat die Entdeckung (die Notiz mit der Seitenzahl der betr. Stelle habe ich gerade verlegt), daß die Autoren offenbar reinsten Sinnes handelten: sie scheinen wirklich der Meinung, indem sie das Gärtnerhaus und das Fabrikwohnungs- als Typ betrachtet haben - weil sie unter Mietshaus Arbeiterwohnungen verstehen. Noch diesen Kurzschuß kann ich mir psychologisch klarmachen, aber das macht die Sache nicht richtiger. Die Geschichte des Berliner Mietshauses ist nicht einfach nur reichhaltiger, sie ist so überhaupt verfehlt (und eine Geschichte des Berliner Mietshauses ist in der Tat fällig, jeder, der das Material irgendwo angepackt hat, weiß aber auch, warum es sie bislang nicht gibt).

Das Buch gehört mit Recht inzwischen zum Standard, wer stadthistorisch arbeitet, kommt ohne es nicht mehr aus. Der Leser sollte sich aber von ihm nicht zu Überschätzung seiner Reichweite verführen lassen, wozu es kräftig Vorschub leistet. Es verläßt sich auf seine Breite, und diese Breite täuscht. Für den unbefangenen Leser scheint nämlich alles vor ihm ausgebreitet. Wer selber im uferlosen Meer des Quellenmaterials herum paddelt, weiß, daß diese Breite allenthalben jäh abbricht: ein paar Straßen weiter den Bauakten nachgegangen, wäre eine andere Geschichte am Tage, vielleicht nicht so spektakulär, aber mit verwandten Zügen. Das Voigtland ist nicht Berlin. Wir bekommen einen Standort unter die Füße, von dem aus wir dank der heroischen Arbeit der Autoren vieles ganz genau sehen, wo weit mehr uns aber verdeckt bleibt. Während dies richtig und unumgänglich ist, ist es bedenklich, daß die Autoren sich damit nicht abfinden wollten: so erschien ihnen selber die Breite ihrer Recherche als Abbild eines globalen Fokus, als hätten sie wirklich „die Stadt“ im Blick, im Übergang von der Residenz zur Metropole. Sie haben sicherlich eines der Schlüsselgebiete vor Augen, aber es gibt auch andere, und es gibt das Schloß, auf das der Schlüssel sich bezieht. Nur die festgehaltene Beschreibung des einzelnen erlaubt ja, daß einzelne als Spiegel des Ganzen zu lesen (so wie einst Benjamin das für Paris plante auf einer methodisch ganz anderen Ebene). Wenn das geleistet ist - und das leistet das Buch von Geist und Kürvers -, dann ist das einzelne immer noch das einzelne und nicht das Ganze.

Antipodisch dazu verhält sich die gleichzeitig erschienene Untersuchung:



Wolfgang Voigt: Der Eisenbahnkönig oder Rumänien lag in Linden. Materialien zur Sozialgeschichte des Arbeiterwohnbaus mit Beispielen aus Hannover. Fabrikvorort Linden, 1. Aufl. Sozialpolitischer Verlag, Berlin 1980, Materialien der AG SPAK Nr. 46, 2. Aufl. AG SPAK München, 1982, 143 S.

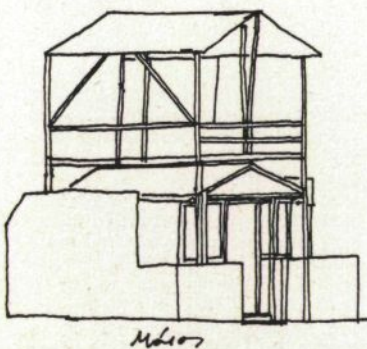
Hannover ist natürlich nicht Berlin, und Linden nicht das Oranienburger Tor plus Voigtland. Aber von der geringeren Stoffmasse und den wesentlich einfacheren Quellenverhältnissen (Geist/Kürvers waren weitgehend auf DDR-Archive angewiesen) abgesehen, sind es die vertrauten Figurationen: die Verlagerung der Industrialisierung samt sozialen Folgen aus der Residenz heraus vor die Tore (hier: jenseits Ihme), der spekulative wie der paternalistische Arbeiterwohnungsbau, Wohnungs- und Hungerkrisen, Arbeiterorganisation, Fabrikenwachstum und bürgerliche Wohnungsreform samt Bürgergenossenschaft. Voigt beschreibt die Entwicklung des hannoverschen Industrieortes vom Dorf mit bürgerlichem Westend-Touch zum Industrie- und Arbeiterviertel zwischen 1835 und 1875, dem Zeitpunkt der großen Hanomag-Krise, die erst 1890 beendet sein sollte. Auch hier ist es ein spektakulärer Fall, der als Flucht- und Kristallisationspunkt dient: der 1868 erfolgende Kauf der Egestorffschen Maschinenfabrik durch B.H. Strousberg, ihre Umrüstung zum Lokomotivlieferanten sämtlicher Strousberg'schen Eisenbahnterminierungen und die Errichtung einer werkseigenen Arbeitersiedlung, Klein-Rumäniens (wobei hier, anders als beim Voigtland, nicht die Arbeiter aus dem namengebenden Lande kamen, sondern die von ihnen produzierten Lokomotiven dort hingen).

Antipodisch nannte ich Voigts Untersuchung, weil sie im Vergleich mit Geist/Kürvers auf ganz unauffällige Weise Vergleichbares leistet, mit der entgegengesetzten Methode. Das Material ist auch hier, gleichsam aus sich selber redend, anwesend, aber es führt sich selbst nicht vor und fällt darum in der Entlegenheit seines Fundortes, der Widerständigkeit gegenüber der Annäherung ans gerade behandelte Problem gar nicht auf. Die Berichte des Amtes Linden über die Notlage der Arbeiter, die Zeitungsberichte von Versammlungen der Lasalleaner, die zeitgenössischen Schriften zum Wohnungsproblem, das alles ist aufgereiht am Faden eines nüchternen, neu formulierenden, statistisch mitunter nachrechnenden Berichts. Gerade so erhalten die Menschen, die Häuser und die Verhältnisse ein eigentümliches Relief, sie werden beim und durchs Lesen gegenständlich. Das ist durchaus nicht der Geruch der hannoverschen Enge (die es natürlich gibt). Das liegt vielmehr an der Einstellung des Autors zu seinen Gegenständen: er liebt sie. Und das ist die wesentliche Voraussetzung des Historikers. An dieser notwendigen Liebe hat auch Bethel Strousberg teil, zu Recht: gerade so wird das auf der Rückständigkeit der osteuropäischen Verhältnisse, der Bestechlichkeit des Adels basierende System Strousberg wirklich deutlich. Wenn mir dabei etwas mißfällt, dann dies, daß Voigt hier seinen Gegenstand - Linden - aus den Augen verliert und, im Geiste sich in Berlin postierend - Wilhelmstraße, Strousbergs Volksküche, August Orth und die Görlitzer Eisenbahn - plötzlich auf eine Strousberg-Mono-

grafie zuzumarschieren scheint (was nicht dadurch schlüssiger wird, daß diese Doppelköpfigkeit bereits im Title angekündigt wird).

Die Stärke des Büchleins liegt gerade im Lokalkolorit: daß diese besonderen hannoverschen Verhältnisse sinnlich faßbar werden, angefangen mit jenen Bilderbuchkönig, der gegen den Bau von Eisenbahnen war, weil er nicht wollte, daß jeder Schuster und Schneider genauso schnell reisen könne wie er (der Mann hatte ja auch vollkommen recht!, man hätte ihn zum deutschen Kaiser machen sollen, ein König, der Eisenbahn fährt, ist eben ein Anachronismus). Dazu gehört weiter die Entwicklung eines für das Königreich Hannover und Umgebung typischen Arbeiterwohnhauses, das in seiner späten Form mindestens in Linden Nord noch heute das Straßenbild prägt und in seinen älteren Formen (um 1850) in kleineren Industrieansiedlungen obligatorisch wurde (z.B. in den Arbeitersiedlungen des schauburgischen Steinkohlenbergbaus rund um Stadthagen). Auch die von Strousberg nach dem englischen Cottage-System angelegte Siedlung („Klein-Rumänien“) konnte sich auf die Dauer dem nicht entziehen und transformierte sich, wie Voigt an der Grundrißentwicklung zeigt, zurück zum ortsüblichen Vierfamilienhaus. Wie Voigt ein ganzes Stück Arbeiterdasein, Erfahrung und Gegenwehr, aus den Grundrissen herausinterpretiert, das ist die spezifische historische Aufmerksamkeit, die kein Quellenreichtum ersetzen kann.

Neben diese in langfristiger archivalischer Arbeit entstandenen Darstellungen sollen nun zwei Bewegungsbücher gerückt werden, die nicht mit der Absicht auftreten, vergangene Zustände zu entdecken, sondern mit dem Anspruch, daß vielmehr die heutigen Zustände sie und ihr historisches Gepäck gerufen hätten. In dieser Perspektivumkehrung erscheint noch einmal die Berliner Wohnungsgeschichte in dem Buch:



Häuserkämpfe. Hsg. von Rainer Nitsche, Transit-Verlag, Berlin 1981, 272 S., 28,- DM

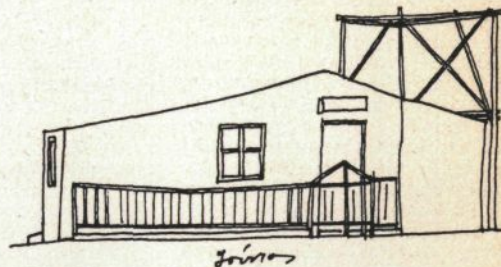
Der Bewegungscharakter kommt dem Leser bereits entgegen im Titel: HÄUSER KÄMPFE 1872, 1920, 1945, 1982 - gruppiert um das Foto des aufgeschlitzten Kreuzberger Blocks 104 mit den verstümmelten Seitenflügeln der Oranienstraße. Copyright usw. werden dem Blick des Lesers erst einmal entzogen, er stolpert gleich in Reportagefotos von den Straßenschlachten am Winterfeldtplatz. Und auch innerhalb dieses beidseitig umgebenden Schutzwalls folgt das Buch einer einfallsreichen, nie erlahmenden Beweglich-

keit. Es ist eigentlich kein Buch, sondern, wenn Geist/Kürvers einen Passagenkatalog hergestellt haben, so hat Nitsche eine große historische Wohnungskampfzeitung produziert. Es geht zwar, wie im Titel angezeigt, alles in geordneten Schritten vor sich - Kaiserreich, 20er Jahre, 1945 und heute -, aber die Sprünge sind allenthalben da, als Sprünge zwischen den Ebenen, den Perspektiven, der Aussageform. Man muß sich nur diese wahnwitzige Distanz klarmachen, die zwischen dem ersten Text von Otto Glagau über die Bauspekulation - entnommen einer stark antisemitischen Artikelserie der „Gartenlaube“, 1876 als Buch erschienen - und dem abschließenden Artikel von Luca aus der Manteuffelstraße 41 über das Leben im besetzten (Fabrikhinter-)Haus besteht. Schon dies ist daran aufregend, wie sich der Standpunkt des Schreibens in einem guten Jahrhundert sozial verlagert hat. Dazwischen liegen alle Tonhöhen: der unendlich distanzierte Blick der Vossischen Zeitung in den Gerichtssaal, in dem die verhafteten Aufrührer des Blumenstraßenkrawalls von 1872 vor dem Kadi stehen, ist da ein Extremwert. Man liest dies ja nicht im damaligen Pferdebahntempo, sondern mit der taz von heute neben sich: das alles ist bekannt, brandaktuell, in Teilen wenigstens. Um so mehr ist es schade, daß aus Gründen der Ökonomie der erste große Wohnungskrawall, die „Moritzplatz-Exzesse“ von 1863, nicht mit aufgenommen ist: da ging es

eben so an sich hat. Da ist einfach nicht genug da, um sich themengerecht von Höhepunkt zu Höhepunkt zu schwingen wie der Förster, der seine Teppiche schont.

Um so richtiger ist es, daß der Herausgeber sich dann nicht von der Gegenwart hat mitreißen lassen: diese Gegenwart war dabei (siehe Titel) von Anfang an, und so setzte er auf zwei konzentrierte Darstellungen, die von unterschiedlichen Perspektiven aus den ganzen Irrsinn der Sanierungspraxis und den Erfahrungsreichtum des Eingreifens in diese irrsinnige Maschinerie darstellen - der Aufsatz von Franziska Bohlig-Eichstädt über die Zerstörung der Städte und der ganz nah am von jahrelanger Beobachtung der Häuserzerstörung genährten Haß entlangstreichende Bericht von Beate Ziegs über die Häuser Manteuffelstraße 39-41, die Zerstörungsversuche der SAMOG und ein Besetzungshappy-end (vorläufig und hoffentlich für lange) das sie dem Leser auf den letzten drei Zeilen ihres wütenden Artikels zuwirft wie ein Rettungsboje. Dazu muß man die wunderschönen Bilder vom Instandsetzen sehen, - wie überhaupt das ganze Buch immer mit einem Bildauge gelesen werden muß, so intensiv ist hier das Layout (von Richard Reitingert) Text und der Text (nur manchmal: leider) Layout geworden.

Und nun das zweite Bewegungsbuch, noch viel intensiver Berliner Situation und direkt aus dem hintersten Kreuzberg, da, wo es vor lauter Mauer nicht mehr weiter geht:



Bernd Laurisch: Kein Abriß unter dieser Nummer. 2 Jahre Instandbesetzung in der Cuvrystraße in Berlin-Kreuzberg, anabas Verlag, Gießen 1981, 238 S., 19,80 DM

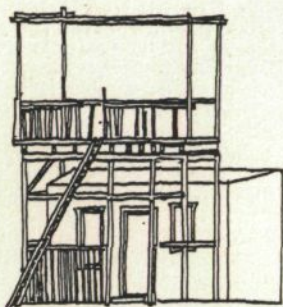
Kein Abriß unter dieser Nummer, das liest man, wenn man im Hof des Kerngehäuses steht, der besetzten Fabrik im Block 133 hinter den Vorderhäusern der Cuvrystraße. Das ist nicht einfach Kreuzberg. Seit Klaus Duntze, damals Pfarrer der Martha-Gemeinde in der Glogauer Straße, den Widerstand gegen die staatlich geförderte Verslumung organisiert hat, ist das ein eigenes Territorium, SO 36, mit eigenen Institutionen, eigener Geschichte, einer regierenden Restbourgeoisie (dem sogenannten Kiezadel) und einer ebenso regierenden (und personell nahezu identischen) alternativ bis radikalungsozialistisch agierenden Opposition (der BI SO 36), von der die erste Instandbesetzung ausging - auch dies wiederum eine für das Viertel typische Institution: weiter stadteinwärts, im „Freistaat“ zwischen Heinrichplatz und Moritzplatz, wurde schlicht und einfach „besetzt“. Das Kerngehäuse wiederum ist eine Geschichte für sich: die Einheit vom Leben und Arbeiten in den alten Blockkernen aus Fabrikgebäuden, die die historische Kreuzberger Mischung von Wohn- und Gewerbebauten hinterlassen hat. Das Kerngehäuse in der Cuvrystraße ist die Ver-

wirklich eines unter Fabrikatengenbewohnern lange ausgebrüteten Traumes: des einer neuen sozialen Lebensform im Mutterleib der umgebenden Wohnrandbebauung. Aus dem Kerngehäuse also, aus dieser spezifischen Stellung zur Cuvrystraße, zum Schlesischen Viertel ringsum und zu den politischen Gegebenheiten von SO 36, kommt das Buch von Laurisch. Es ist ohne großes Federlesen geschrieben, aus einer unbekümmerten Perspektive des Anpackens, Mitmachens, Durchsetzens. Die eigenen Wünsche sind klar, und der Feind ist klar: in diesem Fall die Combau, eine der obskuren Sanierungsgesellschaften (deren kriminelle Handlungen - die natürlich gerichtsrelevant nie zu beweisen sind - gerade wieder in einer neuen Broschüre von Leuten aus dem Kerngehäuse kriminalistisch genau und - auch was die Fotos angeht - in brillianten Detektivstil weiter aufgeribbelt wurde, für 1,50 DM überall in Kreuzberg zu haben). Was an dieser Direktheit etwa auszusetzen wäre, das hat in wunderschöner Weise Julius Posener schon im Vorwort angemerkt, der die Herausgabe der TU-Diplomarbeit von Laurisch als Band 7 des Werkbund-Archivs kraft seiner Eigenschaft als Ehrenvorsitzender des Werkbundes begrüßt.

Es wäre zu billig, das als Stadtgeschichte aus erster Hand zu verkaufen. Das Buch ist in der Art, wie die Dinge gesehen werden und wie die Gedanken sich aneinanderfügen, wirklich eines von „innen“, aus der Bewegung - zum einen in den szenenspezifischen Verallgemeinerungen, mit denen es spricht, mehr noch durch die Konkretheit, wo jeder große oder journalistisch schöne Begriffe gebrochen wird durch nüchterne alltägliche Erfahrung (dem Begriff „Heimat“ bekommt das z.B. sehr gut). Diese Perspektive der Konkretheit und des Zuhause-Seins in den Problemen geht zuweilen - so im Abschnitt über die Mitwirkung der Besetzer bei der Kita-Planung - bis zu einer munteren, unverfälschten Kerngehäuse-Kirchenturmpolitik, die nicht recht die Unterschiede zwischen dem Besten des Kiezes und den regsten Wünschen im Besetzerherzen hinkriegt. Das sei als Zeichen von Authentizität kritisch vermerkt. Auf der anderen Seite handelt es sich keineswegs um ein „Scene“-Buch, es interpretiert sich selbst und seine Gegenstände nämlich in einen Reflexionsbereich hinaus der zunächst der der - so gesehen sehr, sehr weit entfernten Charlottenburger TU mit ihrem relativ gedanken- und tatenleeren Gehäuse am Reuterplatz ist, im weiteren Sinne aber überhaupt eine Ebene der Verallgemeinerung und vorsorglichen Erläuterung, die das aus der Besetzerwelt des Kerngehäuses Berichtete für jeden Leser zugänglich macht. Auch dieser mitlaufende Blick von „außen“ ist übrigens für den Herkunftsort, das Kerngehäuse, typisch. Der Name verpflichtet. Die Leute im Kerngehäuse sehen ihr Haus als Teil des Blocks, in dem es liegt, und als Teil des Kiezes, und sich selbst als Betroffene innerhalb der ganzen westlichen Teilstadt, ohne die Abwehr von Zukunft, alltäglicher Arbeit, Begriffen und Politik, die zu so manchem Besetzerhaus dazugehört. Diese Offenheit kennzeichnet das Buch. So ist es zugleich eine Geschichte der Instandbesetzungen und ein Stück Geschichte Berlins, ein Anspruch, den eine (angesichts der vorhandenen Bilderflut) genau gewählte Bildauswahl und eine vorzügliche Chronologie (von allein 43 Seiten) unterstreichen.

Die eigene Geschichte (gemeint damit: nicht die persönliche, sondern die unserer eigenen Umgebung, unseres Ortes) zu schreiben, ist natürlich das allerschwierigste. Zwei Klippen müssen gleichermaßen vermieden werden. Zum einen darf man nicht in der eigenen Bewegtheit ersticken, es muß ein Gegengewicht an historisierender Distanz da sein. Zum anderen darf man nicht zu seinem eigenen Enkel werden oder die eigenen Verhältnisse aus Großvaterdistanz begreifen. Die schwierige Mitte ist, den Fluchtpunkt zu packen, der das, was heute passiert, als Geschichte greifbar macht. Stadtgeschichte ist ja auch dann, wenn das 19. Jahrhundert rekonstruiert wird, kein Objekt, das man schriftlich restaurieren würde, sondern ein Mittel unserer Vergegenwärtigung heute. Umgekehrt ist es für uns im Bewegungszusammenhang wichtig zu begreifen, daß und wie wir Stadtgeschichte machen, nämlich daß wir mitten aus dem historischen Pudding heraus die Dinge weiterreiben. Wir sind - die Cuvrystraße zeigt es - Teil einer Bewegungskontinuität der Orte. Man darf dies nicht mythologisieren, aber das ist es.

Dieter Hoffmann-Axthelm



Julius

„Herrschaft funktioniert nur, wenn wir die Herren schaffen lassen“ (S.9) und: „Meist verschaffen wir uns das Gefühl, 'von außen' unüberwindbare Schwierigkeiten gesetzt zu bekommen, z.B. durch Wohnungsnot, durch Vorurteile gegen Wohngemeinschaften, durch zu hohe Mieten ... Dem Gefühl des „Ausgeliefert-sein“ geben wir noch sehr viel Raum in uns“ (S.119).

Die beiden Zitate beschreiben Tenor und Thematik des Buches von Odile Laufner

Unsere Räume - Spiegel unseres Selbst
Hekate-Frauen-Verlag,
Stuttgart 1982

Anhand ihrer eigenen „Lebens-Raum-Geschichte“, am Beispiel ihrer Erfahrungen beim Aufbau des „Sarah-Kulturzentrum/Cafe für Frauen“ und durch ausführlich dokumentierte Aussagen von Frauen, die sie über ihre Wohnerfahrungen, ihre Erfahrungen in öffentlichen Frauenräumen, die Unterschiede ihrer Empfindungen und Verhaltensweisen im „öffentlichen“ und „privaten“ Raum befragt hat, setzt sich die Autorin damit auseinander, wie Frauen in dieser patriarchalischen Gesellschaft Räume einnehmen, welche Anteile Frauen durch ihr Verhalten, ihr „sich zurücknehmen“, durch die Verinnerlichung patriarchaler Strukturen an ihrer Unterprivilegierung haben.

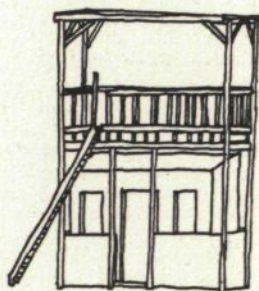
Auf der Suche nach den Ursprüngen dieses Verhaltens geht die Autorin auf die Urgeschichte der Frauen, ihre Behausungen, Sprache, Symbolik zurück und arbeitet ein Prinzip heraus, das bereits für die Entstehung des Patriarchats ursächlich war: Frauen haben Verantwortung und Macht abgegeben und geben sie ständig weiter ab. (Der Begriff der Macht ist bei der Autorin positiv besetzt, im Sinne des „Macht für sich selbst haben“, nicht im Sinne einer „Macht über andere“, also einer „Herrschaft“).

Das Buch liefert keine unmittelbar anwendbaren Rezepte zum Thema „Frauen-Architektur“ oder „Frauen und Architektur“, es erhebt auch keinen solchen Anspruch. Doch entsprechend der Ausgangsthese der Autorin „Wenn wir uns die Frage stellen, was ist Frauen-Architektur - oder vielmehr, was könnte sie sein, müssen wir uns erst mal klar machen, was es bedeutet, Frau in dieser Gesellschaft zu sein“ (S.8), regt die Autorin die Leserin - „Fachfrau“ oder nicht - dazu an, ihre eigenen Erfahrungen zu reflektieren, darüber nachzudenken, in welchem Maße und mit welchen Kompromissen wir uns arrangiert haben und uns täglich arrangieren, und wie wir dies verändern können.

Auch wenn die Frage nach dem „subjektiven“ Verhalten eindeutig im Vordergrund steht, sehe ich keinen Widerspruch zur „objektiven“ politökonomischen Analyse. Gerade angesichts der Sackgasse, in die unsere Bemühungen um Veränderungen durch die Auseinandersetzung mit den ökonomischen Verhältnissen geraten ist (die jüngsten wohnungspolitischen Gesetze, die eine jahrelang vehement geführte Diskussion einfach „vom Tisch“ wischen, sind ein erschreckendes Beispiel dafür), scheint mit der Beschäftigung mit unseren subjektiven Anteilen an diesen Verhältnissen wichtig und nützlich, möglicherweise sogar unabdingbar. Das Buch von Odile Laufner macht hier einen wichtigen Anfang.

Das Buch ist in Frauen- und Alternativbuchläden sowie über den Verlag (7000 Stuttgart 1, Johannesstr.13) erhältlich.

Ruth Becker



Augusta

Wolfram Grüber
Sozialer Wohnungsbau in der Bundesrepublik: Der Wohnungssektor zwischen Sozialpolitik und Kapitalinteressen, Pahl-Rugenstein, Köln 1981.

Die Probleme des sozialen Mietwohnungsbaus in der BRD sind jedem wohnungspolitisch Interessierten bekannt: Rückgang des Bauvolumens, trotz gesteigerter Subventionen pro Wohnung steigende Anfangsmieten, ständige Mieterhöhungen durch Förderungsdegression, Fehlbelegungen ...

Viel weniger bekannt und bisher kaum in einer geschlossenen Darstellung nachzulesen ist das Konglomerat an Gesetzen, Verordnungen und Verfahrensregelungen, die in ihrem Zusammenwirken die Realität des sozialen Wohnungsbaus bestimmen.

Diese Lücke kann das Buch von Wolfram Grüber füllen. Es enthält eine systematische und detaillierte Darstellung des Förderungssystems, also der dem sozialen Wohnungsbau zugrunde liegenden rechtlichen Regelungen und der Veränderungen, die diese Regelungen seit der Gründung der Bundesrepublik erfahren haben.

Ausführlich stellt der Verfasser die politischen und ökonomischen Hintergründe für diese Veränderungen, die Ausdruck veränderter wohnungspolitischer Zielsetzungen sind, dar. Die Schlussfolgerung des Verfassers ist bereits im Untertitel des Buches angedeutet: „Der Wohnungssektor zwischen Sozialpolitik und Kapitalinteressen“: Wohnungspolitik dient zum einen der Sicherung eines wesentlichen Teils der Reproduktion, den zu gewährleisten der „Markt“ bisher offensichtlich nicht in der Lage war. Wohnungspolitik kann aber aus zwei Gründen nicht losgelöst vom gesamt-ökonomischen Zusammenhang betrieben werden; zum einen wegen der Abhängigkeit des Staates von den Steuereinnahmen, zum anderen wegen des nicht unerheblichen Kapitalvolumens, das durch wohnungspolitische Entscheidungen direkt und indirekt „bewegt“ wird und vehement nicht nur die Interessen der Haus- und Grundbesitzer, sondern auch der Baubranche, des Bankkapitals und der Kapitalanleger berührt. Diese Abhängigkeiten setzen nach Grüber der sozialpolitischen Orientierung der Wohnungspolitik Grenzen.

Entsprechend der zentralen Bedeutung der Regelung der Mietfestsatzung im sozialen Wohnungsbau widmet der Verfasser der Kostenmiete, ihrer Berechnung, ihren Kostenbestandteilen und Einflußfaktoren ein eigenes Kapitel - und geht ausführlich auf die in der Kostenmiete enthaltenen Gewinnbestandteile ein. Leider schießt Grüber hier etwas über das Ziel hinaus, enthalten doch die von ihm errechneten Gewinnsummen z.T. doppelt gezahlte Beträge! Doch auch, wenn man die zweifach gezahlten Beträge wieder abzieht, zeigen die auf Daten aus Nordrhein-Westfalen beruhenden Beispiele Grübers die bemerkenswerte Größenordnung dieser Gewinne.

Nicht zustimmen kann ich der Behauptung Grübers, die Erhöhung der Kapitalmarktzinsen habe weit mehr zur Erhöhung der Kostenmiete beigetragen als die Baupreissteigerungen. Aus den von Grüber dafür angeführten Daten geht vielmehr (für sich genommen) von 1969 bis 1974 die Kapitalkosten in der Kostenmiete um 68% steigen lassen, die Zinssteigerungen haben dagegen eine

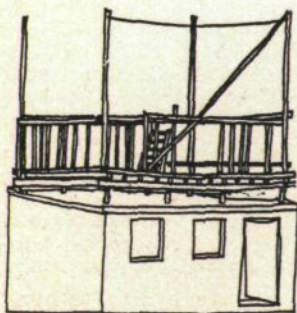
Steigerung um 46% bewirkt (zusammen führte dies nach den von Grüber genannten Zahlen zu einer Steigerung der Kapitalkosten um 146%). Die gegenteilige Behauptung Grübers kommt durch einen falschen Rechenansatz zustande.

Trotz derartiger Unzulänglichkeiten halte ich das Buch von W. Grüber jedoch für einen wichtigen Beitrag, insbesondere durch das sorgfältig zusammengetragene Material und die systematische Darstellung, aber auch durch einige Überlegungswerte Thesen zur Wohnungspolitik und ihre zukünftige Entwicklung.

Ruth Becker

Anmerkungen:

- 1) Grüber geht bei seinen Berechnungen explizit von dem in meinem Aufsatz „Wer verdient an den Sozialmieten“ (Arch+ Heft 36) vorgestellten Berechnungsansatz aus, „erweitert“ das Modell jedoch, indem er als Vermieterereinnahmen einmal die Zahlungsströme „Mietzahlungen, Umlagen und Annuitätsbeiträgen“ erfaßt, zu diesen jedoch noch die kalkulatorischen Mietbestandteile „Abschreibungen, Sonderabschreibungen und Mietaufwandszuschüssen“ hinzuzählt. Er übersieht dabei, daß die letztgenannten Beträge als kalkulatorische Größen bereits Bestandteile der ersten genannten Einnahmearten sind und nicht zusätzlich bezahlt werden. Seine Modellverfälschung also auf einer bloßen Doppelzählung beruht.
- 2) Das ergibt sich unmittelbar aus dem von Grüber verwendeten Zahlenbeispiel: von 1969 bis 1974 stieg der Zinssatz von 7,2% auf 10,5%, die „bankfinanzierten Baukosten“ stiegen von 598 DM (pro m² Wohnfläche) auf 1.009 DM. Aus diesen Daten errechnet Grüber den Beitrag der Baukostensteigerungen für die Steigerung der Kapitalkosten in der Kostenmiete, indem er den Zinssatz konstant hält: 1968 betrugen die Kapitalkosten 598 DM x 7,2% : 12 = 3,58 DM (im Monat), 1974 hätten sie (ohne Zinssteigerungen) 1.009 DM x 7,2% : 12 + 6,05 DM betragen. Berechnet man nun in einem analogen Ansatz den Beitrag der Zinssteigerungen, indem man die Baukosten konstant hält, so ergeben sich für 1974 rechnerische Kapitalkosten von 598 DM x 10,5 : 12 + 5,23 DM. Die Zinssteigerungen allein hätten also die Kapitalkosten in der Kostenmiete um rund 0,80 DM weniger steigen lassen als die Baukostensteigerungen verursacht haben. Der Fehler Grübers kommt dadurch zustande, daß er den Einfluß der Zinssteigerungen auf die Kapitalkostensteigerung durch Subtraktion der auf die Baupreissteigerungen entfallenden Kapitalkostensteigerung von der Gesamtsteigerung (146% - 68% + 78%) ermittelt, statt diese Zahlen ins Verhältnis zu setzen (2,46 : 1,68 + 1,46, also 46% Steigerung, s.o.)



Michael Schwarz: Krieg der Wände. Wandmalerei als öffentlichkeitswirksames Mittel der politischen Auseinandersetzung in Mexiko, Schriftenreihe „Entwicklungspolitische Texte“, Bonn 1980, 129 S.

Michael Schwarz hat aus der Perspektive des engagierten Beobachters ein politisch bedeutsames Buch über Mexiko und gleichzeitig über einen ungewöhnlichen Gegenstand geschrieben: über tagespolitische Wandmalerei, hierzulande eine verurteilte Tat. Denn für den Bürger ist diese Art von Wandmalerei reine Wandschmiererei, die mindestens gegen das ungeschriebene Gesetz der Sauberkeit verstößt: daß derselbe Bürger an einem spontanen Wandbild auch noch beunruhigt und mit gezwungener Indifferenz vorbeizieht, liegt daran, daß spontane Wandmalerei etwas Bedrohliches auszustrahlen scheint - verweist wohl dieses städtische Zeichen auf unsichtbare Agenten der Unordnung. So wird Wandmalerei von Staatsanwälten angeklagt und von Richtern verurteilt im Namen der Gesetze gegen die städtische Verunstaltung, zum Schutz des städtischen Privateigentums an Grundstücken und Häusern, an Wänden, Mauern und Zäunen. Denn in unserer Gesellschaft hat die Stadt mindestens zwei unantastbare Eigenschaften: sie ist Privatbesitz und darf nur privat benutzt werden; sie ist außerdem Erscheinungsform eines staatlichen Informationsmonopols: durch die genormte Stadtgestaltung und den verordneten städtischen Zeichenwald fließt geplante Information über Verbote und Gebote, eine ununterbrochene Kette von Handlungsanweisungen, welche Bewegung und Denken in der Stadt innerhalb der festgelegten Ordnung reglementieren.

Spontane Wandmalerei ist deshalb unter uns ein untergeordnetes Produkt solcher repressiven Zustände: nächtlicher Protest gegen den geordneten Mißbrauch der Stadt und deren private und staatliche Vereinahmung, eiliger Ausdruck des Widerstandes gegen das Monopol auf städtische Information und auf die Informationsmittel, unbeholfenes Instrument zur Verbreitung verbotener Gedanken. Aber es liegt bloß an den Umständen, nicht in der Natur der Sache, daß spontane Wandmalerei als ein derartiges Abfallprodukt erscheint. Wie jedes andere Phänomen, so kann auch Wandmalerei erst dort richtig erkannt werden, wo sie zu ihrer Entfaltung kommen konnte. Hier liegt einer der Vorzüge des Buches von Schwarz, der die tagespolitische Wandmalerei in einem zentralamerikanischen Land untersucht, wo sie sich in einem einmaligen Ausmaß zum künstlerischen und informationspolitischen Ausdrucksmittel haben entfalten können; so gibt das vorliegende Buch ausführlich Auskunft über die potentielle Relevanz dieser vornehmlich städtischen Kunst- und Sprachform. Daß gerade in Mexiko die spontane und tagespolitische Wandmalerei zu einer derartigen Entfaltung kommen konnte, liegt wohl an der reichen künstlerischen Tradition des „Muralismo“, die die Revolution von 1910 initiierte, wie auch an einer gewissen gesellschaftlichen Toleranz, die allerdings mit und nach der Revolution erkämpft werden mußte.

In seinem Buch analysiert Schwarz die mexikanische Wandmalerei vornehmlich unter ihrem informations-

politischen oder, wie der Verfasser sagt, „öffentlichkeitswirksamen“ Aspekt.

Einerseits ist diese analytische Reduktion zu bedauern. Denn wesentliche Aspekte der traditionellen mexikanischen Revolutionskunst, z.B. der kunstpölitische und der ästhetische, welche zweifellos auch in die heutige tagespolitische Wandmalerei eingeflossen sind, müssen weitgehend unberücksichtigt bleiben. Siqueiros, vielleicht der wichtigste unter den international bekannten Vätern (Orozco, Rivera) der modernen Revolutionskunst in Mexiko, verfolgte mit der Wandmalerei zwei eng verflochtene Ziele: die Enteignung der Kunst und eine neue großstädtische Ästhetik. Die Kunst, welche aus den öffentlichen Orten des Mittelalters, den Kirchen, entwendet und in den Privathäusern der Bourgeoisie zunächst und auch in den Museen später versteckt wurde, wollte er der öffentlichen Stadt zurückgeben und die Stadt selbst als kollektives Museum gestalten, das in allgemein verständlicher Sprache von der eigenen Geschichte und der der Gesellschaft erzählt. Wandmalerei enthielt für ihn deshalb die Gesetze einer neuen großstädtischen Ästhetik: als im Europa nach der Jahrhundertwende Architekten und Künstler die ökonomische ornamentlose Fassade, die einwohnerfeindlichen leeren Großflächen als Verkehrsdrämme erfanden und sie gleichzeitig zur verklärten Antwort auf die großstädtische Bewegung und auf die angeblich dadurch bedingte neue Sehensweise des Großstädters erhoben, arbeiteten die mexikanischen Revolutionskünstler seit 1910 an einer Malerei der Großstadt, die bei einer Bewegung von 5,50,200 Km/Std. voll wahrnehmbar sein sollte.

Andererseits entspricht die analytische Reduktion auf den informationspolitischen Aspekt vollkommen dem Vorhaben des Verfassers, der bemüht ist, den Bruch in der mexikanischen Revolutionskunst zu erklären, und der sich der Wandmalerei als Indikator für den Stand des politischen Kampfes in Mexiko und als Vorlage für eine Beschreibung der parteipolitischen Landschaft bedient. Ausgehend von den politischen und der Trägerschaft kann der Verfasser im I. Teil des Buches die These aufstellen, es bestehe zwischen der traditionellen Revolutionskunst und ihrem Ableger, der aktuellen tagespolitischen Wandmalerei, eine tiefe Kluft, an welcher sich der Widerspruch der mexikanischen Revolution zwischen Institutionalisierung und andauerndem Klassenkampf zeigt. Scheint doch heute die traditionelle Revolutionskunst ihre subversiven Ursprünge verleugnet zu haben, von der regierenden Revolutionspartei vereinnahmt und in eine Strategie der Krisenvermeidung integriert, „staatlich subventionierte Kunst und ideologisch ausgenutzter Manipulationsmechanismus seitens der herrschenden Elite“ geworden zu sein; während die aktuelle tagespolitische bestimmte Wandmalerei den bestehenden gesellschaftlichen Gegensätzen durch einen „Krieg der Wände“, weiterhin Ausdruck zu verleihen versucht.

Diesem „Krieg der Wände“, der mehr oder weniger spontanen tagespolitischen Wandmalerei - einer phantastischen Verwandlung der Stadt in eine Informationsstafel des Alltags - ist der 2. und Hauptteil des Buches gewidmet. Das umfangreiche, meist kurzleibige Bildmaterial ist nach dem parteipolitischen Kriterium in 7 Kategorien eingeteilt, die

entsprechenden bildlichen und textuellen Inhalte werden im Zusammenhang mit der Geschichte und dem Programm ihrer jeweiligen Träger (Parteien, Gewerkschaften, Stadtteilgruppen usw.) interpretiert. Mit dieser minutiösen Lesemethode legal und illegal bemalter städtischer Zeichen gelingt es dem Verfasser, ein farbenfrohes und verständliches Bild der verwickelten parteipolitischen Verhältnisse und sozialen Widersprüchen der mexikanischen Gesellschaft auszumalen, die differenzierte Typologie der tagespolitischen Wandmalerei in der Ökonomie und der Stellung der verschiedenen Träger innerhalb des politischen Systems sowie in der Bildungsstruktur des jeweils angesprochenen Publikums zu erklären.

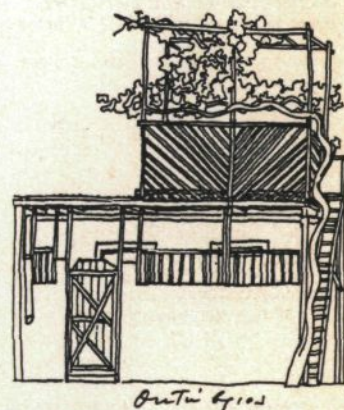
Die abschließende Systematisierung der Wandparolen gibt eine eindrucksvolle Übersicht über die Bandbreite der aktuellen Wandmalerei in Mexiko, die faktisch alle Aspekte der Produktionswelt, der Stadt, der Innen- und der Außenpolitik umfaßt.

Insgesamt ein Buch, das man angenehm liest wegen der gelungenen Einheit von Text und Bild, das Ungeahntes über die vielen Möglichkeiten und die Funktionalität der politischen Stadt- und Wandmalerei in der Praxis vermittelt, und das jedem zu empfehlen ist, der sich über die politischen und sozialen Verhältnisse in einem Schlüssel- und Lateinamerikas „quellennah“ informieren lassen will.

Anmerkung:

- 1) In seinem Manifest „Für eine unabhängige revolutionäre Kunst“ hatte Diego Rivera geschrieben: „Die wahre Kunst, also diejenige, die sich nicht mit Variationen von stereotypisiertem Geckwitz zufrieden gibt, sondern sich bemüht, den inneren Notwendigkeiten des Menschen und der Menschheit von heute einen Ausdruck zu geben, kann nicht-revolutionär sein, muß also nach einer vollständigen und radikalen Umstrukturierung der Gesellschaft streben“.

Juan Rodriguez-Lores



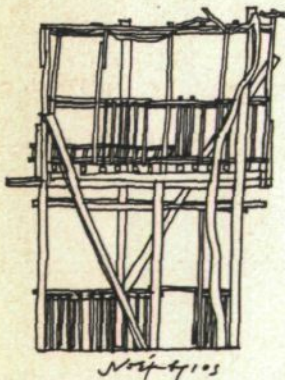
Meine Straße - Deine Straße

In letzter Zeit ist Verkehrsberuhigung in Wohngebieten zu einem geflügelten Wort geworden, immer häufiger entstehen Initiativgruppen, die für ihre Straße Verkehrsberuhigung fordern und auch der Senat von Berlin unternimmt hier und da zaghafte Versuche, den Verkehr zu beruhigen. So ist auch Ende letzten Jahres ein Mieterbeirat an uns, das Baubüro Schöneberg herangetreten und hat uns gebeten, ein Verkehrsberuhigungskonzept für das Gebiet zwischen Potsdamer Str., Goebenstraße, S-Bahn und Langenscheidt-

straße in Berlin-Schöneberg zu erstellen. An diesem Gutachten arbeiteten auch zwei Mitglieder der seit 1980 bestehenden Verkehrsberuhigungsgruppe Crellestr. mit. Nachdem wir unser Konzept fertiggestellt hatten, kamen wir ziemlich schnell zu der Überzeugung, daß dieses Thema auch von allgemeinem Interesse ist. Wir vervollständigten unsere Ergebnisse um einige Kapitel, in denen wir beschrieben, wie man zu Daten zur Verkehrssituation gelangt, welche Rechtsvorschriften in Bezug auf die Straße bestehen, welche Verwaltungen wofür zuständig sind und übernahmen einige Selbstdarstellungen von uns bekannten Verkehrsberuhigungsgruppen. Wir denken, daß wir mit unserer Materialsammlung eine wichtige Arbeitsgrundlage geschaffen haben für Verkehrsberuhigungsgruppen, solche, die es noch werden wollen, und andere, die ein Interesse für das Verkehrsgeschehen auf ihrer Straße haben. Sicherlich wird der Laie durch unsere Broschüre nicht zum perfekto Verkehrstechniker und wird trotz allem Schwierigkeiten mit dem Zeichnen von Verkehrsstromplänen und Organisieren von Verkehrszählungen haben, aber er weiß z.B., wo er sich informieren kann, welche Unfälle in seiner Straße passiert sind, er hat Grundlagen für Umgestaltungsmöglichkeiten seiner Straße, er weiß, an welche Verwaltung er sich mit seinen Forderungen wenden muß, und er kann sich darüber informieren, mit welchen Mitteln und Erfolg andere Initiativen gearbeitet haben. Die Ideen für ein Umgestaltungskonzept kann prinzipiell jede Verkehrsberuhigungsgruppe selbst entwickeln und auch einen Großteil der Untersuchungsdaten sammeln. Mit dem nötigen Durchsetzungswillen und langen Atem hat jeder eine Chance gegen die zumeist ablehnende und uninteressierte Haltung der Behörden zu bestehen. Nur Mut!

Meine Straße - deine Straße Herausgeber: Baubüro Schöneberg, Langenscheidtstr.6, 1000 Berlin 62, Tel.: (030) 7811050, Preis: 10,- DM zu bestellen beim Baubüro Schöneberg gegen Überweisung von 10,- DM + 1,- DM Porto, Kto.-Nr. 6309207 Deutsche Bank Berlin BLZ 10070000

Harald Bodenschatz



„Die Sanierungsmafia“ illustrierte Broschüre, 32 Seiten, 1,50 DM zu beziehen über: BI SO 36, Sorauer Str. 38, 1000 Berlin 36 und im Berliner Buchhandel

Die scheinbar gewagtesten Spekulationen über die Methoden der Berliner Sanierungs-Mafia werden noch in den Schatten gestellt durch die hier zusammengetragenen Fakten. Am Beispiel einiger Spekulanten-Gruppen - allesamt auf kaum durchschau-

baren Wegen miteinander verflochten - wird etwas Licht in diesen Dschungel gebracht.

Da wird ein Mieter erst um seine Wohnung gebracht - die dann später mitsamt dem Haus abbrennt - und anschließend wird er noch um 5.000,- DM von der Hausverwaltung erleichtert. Ein anderes Mal wird ein Haus abgerissen mitsamt der Einrichtung von zwei Mietern, die zu dieser Zeit nicht in Berlin sind. Beim unerlaubten Abriss einer alten Villa wird die Bauaufsicht damit abgespeist, daß hier lediglich der Dachstuhl repariert werden soll. Kurz darauf fuhr ein Schaufelbagger frontal gegen die Giebelwand ...

In offensichtlich mühevoller Recherchierarbeit sind die Hintermänner dieser Machenschaften enttarnt worden, wozu Banken, Architekten, Hausverwaltungen, Rechtsanwälte, Journalisten und Abgeordnete gehören. Auch das Rechtsanwaltsbüro des Berliner Bausenators Rastemborski taucht im Zusammenhang mit der Vertreibung eines Gewerbieters im Bezirk Wedding auf.

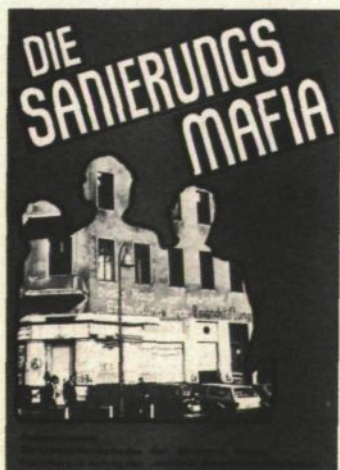
Anhand von Handelsregister-Einträgen (in die jeder Einsicht nehmen kann und die auch teilweise mit abgedruckt sind) und anderen Fakten wird die genaue Arbeitsweise dieser Firmen rekonstruiert:

Ein „Abräumer macht die Drecksarbeit (Entmietung, Zerstörung usw.), damit eine „seriöse“ Firma, die scheinbar nichts mit dem „Abräumer“ gemein hat, einen schönen Neubau mit öffentlichen Mitteln erstellen kann. Um Grundstücke dafür zu erwerben - die in Berlin knapp sind - werden auch mal soziale Ziele vorgegaukelt (Behindertenwohnungen, die dann doch nicht gebaut werden).

Getarnt ist das ganze durch den Dickicht des Abschreibungsdschungels. Die verwirrend vielen Querverbindungen zwischen den beteiligten Firmen und die Vielzahl an Funktionen von einzelnen Mitarbeitern (Prokurist, Grundstückseigentümer, Architekt usw.) werde hier jedoch zum Teil aufgezeigt. Klar wird einem beim Lesen auch, daß hier noch viel mehr zu entdecken ist.

Die hier benannten (und teilweise auch abgebildeten) Absaniierer gehen jedoch immer noch ungestört ihren Geschäften nach, lediglich einer der „Abräumer“ ist zur Zeit „unauffindbar“, wie in der Panorama-Sendung vom 3.8.82 zu erfahren war. Weder die Staatsanwaltschaft noch andere zuständige Stellen haben sich bislang bemüht, Licht in diese „Grauzonen unserer Gesellschaft“ (Panorama-Sendung v.3.8.) zu bringen, verdient gemacht hat sich darum mit dieser Broschüre eine Arbeitsgruppe, die über die Bürgerinitiative SO 36 zu erreichen ist.

Bernd Laurisch



Das Abschreibungs-Dschungelbuch. - Geschäfte mit dem Wohnungsbau - v. Micha Olsen und Susanne Claassen. Litpol-Verlag, Berlin 1982.

Die Autoren versuchen in comicähnlicher Darstellung die undurchdringliche Wohnungspolitik zu erhellen. Schwieriges Unterfangen. Immerhin „entlarvt“ (das Buch) das Abschreibungs-Steuersystem als verfassungswidriges Vermögensumverteilungsinstrument, was im Vorwort der Geschäftsführer des Berliner Mietervereins bescheinigt.



Wir möchten unsere Leser auf eine nicht überall leicht zugängliche, desto wichtigere Neuerscheinung hinweisen:

Architektur des Unfertigen. Die Arbeiten von Susanne Ussing und Carsten Hoff, hrsg. von Wolfgang Pohl und Ueli Schnetzer, Archipol Verlag Düsseldorf, Okt. 82.

DM 27.50. Vertrieb: M. Hecker, Kirchweg 68, 3500 Kassel, Tel.: 0561 / 7658 und W.Pohl, Reichswaldallee 63, 4000 Düsseldorf, 0211 / 654011.

Die Wiener Siedlerbewegung, 1918 - 1933, ARCH+ Sonderdruck/ Ausstellungskatalog. Preis: 4,-DM, KLENKES-Verlag, Oranienstr. 9, 5100 Aachen.

Die Ausstellung war auf Anregung der Galerie Bücherbogen Berlin und mit Unterstützung des Lehrstuhls Planungstheorie der RWTH Aachen zustande gekommen. Sie zeigt auf 32 Photo- und Kurztexttafeln das wohl konsequenteste Beispiel genossenschaftlicher Selbsthilfe im Wohnungskampf nach dem ersten Weltkrieg. Die meisten der gezeigten Fotodokumente stammen aus dem Besitz der Siedler und werden zum ersten Mal veröffentlicht. Die Ausstellung wanderte 1 1/2 Jahre durch verschiedene Hochschulen der BRD und wird derzeit in Wien in den aufgeführten Siedlungen selbst gezeigt.

DIE WIENER SIEDLERBEWEGUNG 1918 - 1933



WOHNEN - Textsammlung

Das Deutsche Institut für Fernstudien ZEITUNGSKOLLEG, Neckarhalde 55, 74 Tübingen, hat zum Thema Wohnen eine sehr brauchbare Sammlung von Zeitungsartikeln, Texten und einen Studienführer herausgebracht. (DM 16.50 auf Konto 203010 Kreissparkasse Tübingen). Der Textteil hat 195 DIN A4 Seiten und besticht nicht nur deshalb, weil 4 ARCH+ Artikel nachgedruckt sind.

Die Zeichnungen der letzten Seiten: Anregungen zum Hausbau "Januar bis Dezember", von Liane Lefavre und Alex Tzonis

Hausbau im Goethejahr ? Da liegt doch nahe, sich den Archipel der deutschen Klassik wieder anzusehen:

GOETHES GARTENHAUS

Im Bild dieses Hauses vereinen sich Architektur und Handwerk, Sehnsuchtsmotiv der traditionellen Reformer seit 1900. Wir liefern unsern Lesern Aufmaß, Schnitte und Details zum Nachbauen!

